

Rezension 978-3-7965-3777-6 / 978-3-7965-3778-3

Organ/Magazin: Zeitschrift für Germanistik, Heft 3/2019, XXIX. Jg

Datum: 17.10.2019

Rezensent: Erhard Schütz

Kritische Walser Ausgabe, Abt. III Unveröffentlichte Manuskripte Bd. 4.1 / 4.2

Hans-Joachim Heerde, Barbara von Reibnitz (Hg.)

Robert Walser

Drucke in der Prager Presse

2019. 843 Seiten. Gebunden

sFr. 128.- / € (D) 128.-

ISBN 978-3-7965-3777-6

Schwabe Verlag

Kritische Walser Ausgabe, Abt. V Unveröffentlichte Manuskripte Bd. 2

Angela Thut, Christian Walt, Wolfram Groddeck (Hg.)

Robert Walser

Prager Manuskripte

2019. 512 Seiten. Gebunden

sFr. 168.- / € (D) 168.-

ISBN 978-3-7965-3778-3

Schwabe Verlag

HANS-JOACHIM HEERDE, BARBARA VON REIBNITZ (Hrsg.)

Robert Walser. Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte, Bd. II 4.1, Bd. II 4.2: Drucke in der Prager Presse 1925–1928, 1929–1937, hrsg. u. Mitarb. v. Caroline Socha, Stroemfeld Verlag, Schwabe Verlag, Frankfurt a. M., Basel 2018, 845 S. (I.)

ANGELA THUT, CHRISTIAN WALT, WOLFRAM GRODDECK (Hrsg.)

Robert Walser: Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte, Bd. V 2: Prager Manuskripte, Stroemfeld Verlag, Schwabe Verlag, Frankfurt a. M., Basel 2018, 520 S. (II.)

PETER STOCKER, BERNHARD ECHE (Hrsg.)

Robert Walser: Werke. Berner Ausgabe, Bd. 1: Briefe 1897–1920, Bd. 2: Briefe 1931–1956, Bd. 3: Briefe, Nachwort, Anhang, hrsg. u. Mitarb. v. Peter Utz, Thomas Binder, Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 646, 517, 360 S. (III.)

„Und dann dünkt mich eine Buchausgabe so lange schön und interessant, als sie noch nicht stattfand. Jedes Buch, das gedruckt wurde, ist doch für den Dichter ein Grab oder etwa nicht?“ – schrieb Robert Walser am 4.10.1927 an Max Brod nach Prag (II, Bd. 2, S. 335). Über das immense produktive Gleichmaß der akademischen Qualifikations- und Assortierungs-Schriften hinaus wäre es dann der nicht eben häufig im Umgang mit Autoren zu verzeichnende Umstand gleich zweier auf Vollständigkeit angelegter, parallel erscheinender Werkausgaben, die Robert Walsers Gräbern und Nichtbegrabenem gleich zwei exklusive geradezu Herrgottsacker bereiteten. Von den bis 2028 geplanten 50 Bänden der *Kritischen Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte* liegen nun immerhin schon 18 vor. Und es steht zu hoffen, dass trotz der Turbulenzen um den

Stroemfeld Verlag auch weiterhin der Zeitplan eingehalten wird.

I. Jüngst erschienen sind in zwei Bänden die Drucke in der *Prager Presse* 1925–1937, denen die zum *Prager Tagblatt* folgen werden. Von 1919–1939 war Max Brod dessen Redakteur, und es galt diesen, ebenso wie Otto Pick von der *Prager Presse*, bei Publikationslaune zu halten, zumal bei beiden, wie Walser im eingangs zitierten Brief anmerkt, hinreichend viele seiner Gedichte noch auf Halde lagen. Was damals gedruckt wurde, ist hier nun abgedruckt, z. B. in der *Prager Presse* kurz nach dem Brief an Brod, die Gedichte *Die Entwicklung* (S. 311) und *Daniel in der Löwengrube* (S. 318), aber auch das raffinierte Prosastück *Brief an einen Zeitschriftenredaktor* (S. 313–316). In der inzwischen bewährten und höchst sorgfältig editorischen

Konzeption, die hier nicht noch einmal eigens hervorgehoben und erläutert werden muss, sind es immerhin 208 Texte Walsers, die so zusammengekommen sind. Ergänzt u. a. um gediegene Informationen zur Zeitung und ihrem Feuilleton wie zu den kulturpolitischen Rahmungen, sodann um 70 Seiten Dokumente, meist Briefe, zu den Publikationsumständen und -zusammenhängen. Hervorzuheben ist umso mehr die Grafik, die jedem abgedruckten Text vorangestellt ist, der man die Positionierung des Textes seinerzeit in der Zeitung entnehmen und zumindest via Überschriften die Kontexte erfahren kann, immer wieder in – von heute aus gesehen – bizarrer Kontrastierung. So, wenn Walsers Dreispalter im Feuilleton, *Brief an einen Redaktor*, direkt über dem Strich mit der ersten Frage kontrastiert, ob in Prag Erdbeben zu erwarten sind (vgl. S. 312).

Einmal mehr zeigt sich so im chronologischen Ablauf und im jeweiligen Blatt-Zusammenhang, wie sehr genau Walser die zeitgenössischen Geschehnisse beobachtete und direkt oder indirekt verarbeitete. So findet sich z. B. sein Gedicht *Lindbergh* (S. 273) unter gleich einer ganzen Anzahl von Aktualitäten der Fliegerei, darunter ein Bericht von der Internationalen Flugausstellung, einer über eine bedeutende rumänische Bestellung tschechoslowakischer Flugzeuge, einer über Lindberghs Abschied von Paris sowie einer über den misslichen Verlust des Flugzeugs des faschistischen Fliegerstars de Pinedo in den USA aufgrund von Leichtsinns. Jedenfalls laden so diese Bände nicht nur in die geradezu unerschöpfliche Vielfalt der Walser'schen Texte, sondern auch in vielfältige Entdeckungen verblüffender Konstellationen ein. Nicht zu vergessen die Verzahnung der Printausgabe mit der elektronischen Plattform, über die der Druck mit Faksimile von Manuskriptschrift und Zeitungsdruk vergleichbar ist.

II. Begleitet werden die Drucke von einem Prachtband der *Prager Manuskripte*. Sie versammeln 103 Reinschriften Walsers (in faksimilierter Originalgröße und diplomatischer Umschrift). Fast alle der hier erstmals öffentlich zugänglich gemachten Manuskripte wurden in der *Prager Presse* abgedruckt, in der zwischen 1925 und 1937 mehr als 200 Texte Walsers erschienen. Mit den nun vorliegenden drei Prager Bänden wird die editorische Anlage der KWA noch deutlicher:

Sie dokumentiert nicht nur die Texte nach ihren Druckorten, sondern macht auch Walsers dreistufiges Schreibverfahren im Spätwerk nachvollziehbar: die Abfolge von Mikrogrammentwürfen, deren Reinschrift und schließlich der Zeitungsdruk. Eine vergleichende Lektüre erfordert etwas Mühe (die aber lohnt): Um etwa festzustellen, dass der früh zu datierende Mikrogrammentwurf zum Gedicht *Das Sonnet vom Zweiglein* (KWA VI 1) statt „Künstlerinnen“ zunächst auch die (im Manuskript gestrichene) Variante „Bayerinnen“ in Erwägung zog, muss man zwei kiloschwere Bände nebeneinander legen. Eine tabellarische Übersicht im Anhang verdeutlicht zudem die Zeitspanne, die zwischen der wahrscheinlichen Niederschrift eines mikrographischen Entwurfs und dem Druck liegt.

III. Die *Berner Ausgabe*, als publikumsorientierte Leseausgabe auf 30 Bände angelegt, startet bei Suhrkamp mit einer dreibändigen Briefedition zu Robert Walser. Gegenüber der bisherigen Briefausgabe von Jörg Schäfer und Georg Mächler 1975, ergänzt 1979, hat sich die Zahl der Texte verdoppelt. Eingegangen sind hier schon die Funde, die jüngst von Bernhard Echte gemacht wurden, wie auch die von Julia Maas und Mirko Nottscheid entdeckte Korrespondenz mit Alfred Walter Heymel vom Insel-Verlag. Sie versammelt nunmehr 765 von Walser verfasste Textdokumente und 185 an ihn. Erstere durchweg in Walsers geübter und z. T. auch gezielt spielerisch eingesetzter Handschrift, Letztere fast alle auf Schreibmaschinenabschriften basierend, denn es handelt sich nahezu durchweg um Verlagskorrespondenzen. Zwar macht also die im Hin und Her eher trockene, förmlich-freundliche bis distanzierte Verlagskorrespondenz ein Gutteil aus, dem man wieder einmal und nun noch genauer die desillusionierende Realität des ‚Poetenlebens‘ ablesen kann. Erkennbar oft schon an der auch zeitlichen Kürze der Korrespondenz, wie man sie der zwar sehr nützlichen, aber leider in verschiedene kleinere Zeitabschnitte über Seiten gestückelte Grafik der Dauer der jeweiligen Korrespondenzen am Ende des Dritten Bandes entnehmen kann (Bd. 3, S. 345–353).

Hier wird besonders plastisch, wie sprunghaft die Korrespondenzen oft waren, wobei man allerdings auch in Rechnung stellen muss, was alles

nicht erhalten blieb. So etwa die Korrespondenz mit Joseph Breitbach, die wohl ausdauernder noch war als die mit dessen Schwester Therese, die für die Jahre 1925–1932 überliefert ist. Während einige recht schnell wieder abbrachen, zumal die eher geschäftlichen, etwa mit Walter Rathenau 1907, mit der *Frankfurter Zeitung* 1917, dem Finanzdepartment 1919 oder der Firma *Maggi* 1927, sind die mit Frauen von längerer Dauer, so mit der Schwester Fanny, vor allem mit Frieda Mermet, die von 1913–1942 anhielt. Hier läuft der Briefschreiber Walser oft zu großer Form auf, präsentiert „Musterstücke epistolarer Schreibkunst“ (Bd. 3, S. 9), wie das ausgiebige und sehr informative Nachwort formuliert. Walser inszeniert sich immer wieder durchaus virtuos als nicht nur Briefpartner, sondern auktorialer Briefschreiber und briefeschreibender Autor. Bieten seine Feuilletons sich ja nicht selten in der Rollenprosa des Briefs an, so gleiten hier die Briefe oft unversehens in eine Art Feuilleton über, wie sich in den Briefen zahlreich Motive und Wendungen finden, die in den Feuilleton-texten wiederkehren. Nicht immer auszumachen, was zuerst da war. So sind die Briefe Lebensverlängerungen (durchaus im doppelten Sinne) und Werkserweiterungen zugleich.

Selbst sein Schweigen weiß er freundlich einzubeziehen: „Kehren Sie sich nicht an das längere Schweigen“, schreibt er z. B. am 23.3.1913 an Max Brod, denn es sei „eine Art Schrulle bei mir“ (Bd. 1, S. 209). Mal schrullig, meist aber witzig, kokett, auch ein wenig spinnös gibt er sich: „Aufgestapelte Manuscripte, die fertig, hübsch übereinandergelegt, vorliegen, bedeuten Hochstapellei. Ich weiß das seit gestern. Wir leben in einem Zeitalter, das witzig zu sein liebt.“ – beginnt ein Brief am 14.12.1927 an Therese Breitbach, um dann Walter Muschgs Vater als „Pfarrer Muschkatnuß“ zu titulieren oder vom „Purzelbaumverlag“ und von Damen zu schreiben, mit denen er in Korrespondenz stehe (Bd. 2, S. 348 f.). Vor allem aber mit Frieda Mermet kokettiert und frivolisiert er, erlaubt sich kalkulierte Frecheleien, um sich dann wiederum dafür entschuldigen zu können. Er schreibt ihr, die für seine Lebensmittelversorgung einzuspannen war, das eine oder andere „Bitt- oder Bettelbillet“, schreibt z. B. am 1.11.1918 auf „Chokoladepapier“, zwei Seiten eines „Sprüngli-Dokumentes“, auf denen es dann doch neben aller Koketterie um die Reparatur seines Winteranzugs geht (Bd. 1, S. 507 f.). Er erkundigt

sich am 17.12.1918 nach ihrem „nette[n], liebe[n] Stumpfnäschen“, rühmt ihren Vornamen, streicht den Vorzug reiferer Damen wie sie heraus, nämlich „daß sie sich innerlich verjüngen können“, um schließlich um Tee zum von ihr zuvor reichlich gewährten Zucker zu bitten (Bd. 1, S. 521 f.).

Er umgarnt seine männlichen Adressaten in den Redaktionen zwar nicht so charmant und frivol wie die Damen, aber doch kaum minder. Er hält Max Brod z. B. am 6.11.1926 zu fleißigerer Publikation seiner eingesandten Texte, vor allem aber um gefällige Antwort an, indem er ihm Franz Blei („François Blei von Gottesgnaden“) zur Warnung vor Augen hält: „Er behält ganz urgemütlich Manuscripte und hüllt sich in einen Nebel von hoheitsvollem, patriarchalischem Schweigen, wenn man fragt, was die Manuscripte machen.“ (Bd. 2, S. 265) Gegenüber Otto Pick von der *Prager Presse* entwickelt Walser gar einen regelrechten Capriccio-Stil aus frechen Einfällen, Neologismen und Koketterien. Allerdings zeigt er spätestens Mitte der Zwanziger Jahre auch immer mehr seine aus Eifersüchteleien, dem Gefühl von nicht hinreichender Anerkennung, überhaupt Gekränktheiten rührende Neigung zur Frechheit und Invektive, bis hin zum Rüden.

Eine Kostprobe dieses Tons, in den er unversehens fallen konnte, liefert ebenfalls der eingangs zitierte Brief an Max Brod. Brod hatte Walser versprochen, sich für eine Publikation seiner Lyrik bei Zsolnay einzusetzen, von dem Walser offenbar nicht allzu viel hielt, denn er titulierte ihn dort neben „Romaneditorschurke“ und „Verlegerschnuderbub“ auch als „Lauscheib“ und „Fötzelcheib“ – allesamt keine freundlichen Ehrentitel, wie man anhand des den Bänden beigegebenen Schweizerdeutschen Glossars leicht feststellen kann. „Die Schriftsteller, die eine Lumpenbande in der Verleger Augen sind, sollten mit Letzteren wie mit rüudigen Schweinen umgehen.“ (Bd. 2, S. 335) Wie man mit denen zu einer Zeit umging, als es noch nicht die entsprechenden Medikamente gegen die auslösenden Parasiten gab, bleibe der Phantasie überlassen.

Jedenfalls bietet diese Brief-Ausgabe reichlich Facetten eines immer noch auszuschöpfenden Robert Walser. Sie dürfte, selbst wenn es hier oder dort noch den einen oder anderen unverhofften Fund geben sollte, dazu alle letzten Wörter des Briefschreibers enthalten. Die Ausgabe lässt an Kommentierung und informativer Ausstattung nichts

zu wünschen übrig. Von daher ist sie weit mehr als eine reine Leseausgabe. Schön wäre allerdings gewesen, hätte sie im Materiellen ein wenig mehr von der stabilen Solidität der Kritischen Ausgabe. Aber so muss wohl der solide und haltbare Gehalt auch zukünftig über die etwas fragile Ausführung des erschwinglichen Taschenbuchformats hinwegtrösten.

Erhard Schütz

Humboldt Universität zu Berlin
Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät
Institut für deutsche Literatur
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin
<eschuetz@t-online.de>